

Zeitschrift: Mariastein : Monatsblätter zur Vertiefung der Beziehungen zwischen Pilgern und Heiligtum
Herausgeber: Benediktiner von Mariastein
Band: 69 (1992)
Heft: 4

Artikel: Die Judenchristen
Autor: Zeigerer, Ludwig
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1031551>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Judenchristen

Fr. Ludwig Ziegerer

Das Jahr 1992 steht im Zeichen der «Entdeckung Amerikas» vor 500 Jahren. Die Festfreude will aber nicht recht aufkommen, da im Zusammenhang mit dieser «Evangelisierung» viele zerstörerische Kräfte am Werk waren. Eine schuldbewusste Rückschau ist angeraten.

Im gleichen Jahr, am 31. März, fertigten dieselben verantwortlichen Akteure in Granada ein Edikt aus, das um des «heiligen, katholischen Glaubens» willen die Vertreibung der Juden aus Spanien verfügte. Alle nicht bekehrungs- und taufwilligen Juden wurden in die Katastrophe getrieben. Blühende Zentren jüdischen Lebens wurden zerstört.

Zwangstaufen von Juden im Mittelalter, aber auch die Judenmission in der Neuzeit sind ein belastendes Erbe für die christlichen Kirchen. Als Mahnung muss diese schwierige Erinnerung im Bewusstsein der Kirchen bleiben. Eine kirchliche Verurteilung der damaligen Vorgänge wäre nötig, damit das jüdisch-christliche Gespräch einen guten Fortgang findet.

Eine Judenmission im Stile vergangener Zeiten ist heute theologisch nicht mehr vertretbar, denn Johannes Paul II. sprach vor Juden in Mainz vom «Gottesvolk des von Gott nie gekündigten Alten Bundes».

Trotzdem gibt es auch heute Juden, die Jesus als Messias anerkennen und sich taufen lassen. Dabei bleiben sie ganz bewusst Juden. Ein solcher Entscheid ist zu respektieren. Wir sollten die Judenchristen als Brückenbauer zwischen Juden und Christen ernstnehmen. Von jüdischer Seite ist zu erwarten, dass diese Gläubigen nicht diskriminiert werden.

Ich möchte hier von einer Gruppe Christen im Heiligen Land berichten, von der man bei uns gewöhnlich sehr wenig oder gar nichts hört. Die Judenchristen in Israel bilden eine kleine Gruppe, die nach inoffiziellen Schätzungen etwa 3000 Gläubige umfasst. Sie statistisch zu erfassen, ist eine nicht leichte Sache für den Staat, wie die nachfolgenden Ausführungen zeigen werden. Mir scheinen die christgläubigen Juden in Israel (und auch in Amerika) eine Bewegung zu sein, auf die wir westlichen Christen vermehrt unsere Aufmerksamkeit richten sollten, da sie uns mit ihrer Theologie aus mancher Sackgasse, in die die Ökumene unter den Christen, aber auch jene mit den Juden geraten ist, heraushelfen könnten, indem wir uns auf die uns gemeinsame Wurzel unseres Glaubens zurückbesinnen, die eben, so erschreckend das heute für viele klingen mag, der jüdische Glaube ist. Es hat Gott gefallen, als Jude Mensch zu werden, und diese Tatsache können wir nicht ernst genug nehmen. Judenchristen – dieser Ausdruck mag manchen etwas irritieren, wenn er ihn zum ersten Mal hört. Entweder ist man doch ein Jude oder ein Christ. Aber nicht beides auf einmal. Man konvertiert vom Judentum zum Christentum und wird somit ein Christ, oder man geht den umgekehrten Weg und wird somit Jude. Wer ein wenig die Bibel kennt, stößt auf die Probleme mit dem «Judenchristentum» im Zusammenhang mit den Ereignissen der frühen Kirche, die im Neuen Testament ihre Spuren hinterlassen haben. Besonders deutlich geht es in den Briefen des Paulus um die Auseinandersetzung zwischen Jesus-Anhängern, die aus dem Judentum kommen und denjenigen aus dem Heidentum, die sich auf

die Predigt des Paulus hin bekehrt haben. Der Hauptstreitpunkt unter diesen beiden Gruppen war nun, ob die Gläubigen, die aus dem Heidentum stammen, sich dem jüdischen Gesetz unterwerfen müssen, um überhaupt zur Gemeinde der Christusgläubigen gehören zu können. Gläubige aus dem Judentum waren der Meinung, alle Heiden, die zum Glauben an den Messias Jesus gelangten, müssten sich beschneiden lassen und die Speisevorschriften, wie sie in der jüdischen Tradition befolgt wurden, einhalten. Die Auseinandersetzung war eigentlich eine zu erwartende Folge, wenn man bedenkt, dass Jesus unter seinem Volk gewirkt hat und der Kreis, der sich nach seinem Tode mit seiner Mutter versammelte, eben aus Juden bestand, die nicht aufhörten, Juden zu sein, da sie im alltäglichen Leben die jüdischen Bräuche, Gebete und Gesetze weiterpfliegten (vgl. Apg 3, 1). Was Jesus verkündete, und was er seinen Anhängern bedeutete, war ganz im jüdischen Glauben verwurzelt. Wenn wir heute Christentum und Judentum als zwei einander fremde Religionen betrachten, so ist das die Folge einer jahrhundertelangen unheilvollen Geschichte der theologischen Verketzerung und Unkenntnis auf beiden Seiten. Christlicherseits wurde das Judentum als Dunkelfolie benutzt, um die Botschaft Jesu umso heller erglänzen zu lassen, und jüdischerseits wollte man nicht mehr wahrhaben, dass die Hoffnung der Christen durchaus im jüdischen Glauben beheimatet war (Menschwerdung Gottes, Sühneleiden des Messias).

Damals aber, in den ersten Jahren nach dem Tode Jesu, in den Anfängen der Kirche, war der «christliche Glaube» noch ganz im Judentum eingebettet, und folglich musste nach der Ansicht der Jerusalemer Gemeinde jeder, der sich zum Messias Jesus bekannte, zuerst in die jüdische Religion eingegliedert werden. Es kam zu einer schweren Zerreißprobe in der jungen Kirche, die aber auf dem Apostelkonzil in Jerusalem (vgl. Apg 15) gütlich gelöst werden konnte. Ein weiser, für uns erstaunlicher Kompromissentscheid ermöglichte auch den gesetzesfreien Messias-Glauben. Das Vorgehen und Umgehen miteinander, aber auch die Konsequenzen aus dem Entscheid, müssten in der heutigen Kirche wieder an Gewicht und Aktualität gewinnen.

Für mich waren also Judenchristen bis zu meinem Studienaufenthalt in Jerusalem eine geschichtliche Grösse, die ich aus der Einleitung ins Neue Testament und aus den Kirchengeschichtsvorlesungen kannte. Zudem hinterblieben in mir nur negative Vorstellungen von ihnen. Aus judenchristlichen Kreisen stammten apokryphe (nicht kanonische) Evangelientexte. Ebenso fanden gnostische Irrlehren bei ihnen Einzug. Die immer mächtiger werdende Grosskirche aus der heidnisch-hellenistischen Welt verdrängte die Kirche aus dem Judentum in allen ihren verschiedenen Ausformungen (längst nicht alle Gruppen waren häretisch) schliesslich ganz. Es gab also nur noch die «Ecclesia ex Gentibus» (Kirche aus den Heiden), in der sich unter anderem die bis heute kaum ausrottbare Substitutionstheologie entwickelte, die besagt, da die Juden Jesus nicht anerkannten, hätte Gott sein Volk verworfen und an seine Stelle sei nun die Kirche getreten als die alleinige Empfängerin und Vermittlerin aller Heilszusagen, die einst an Israel ergingen. (Das Zweite Vatikanische Konzil hat dieser verhängnisvollen Theologie abgesagt, vgl. *Nostra Aetate* 4. Wann tragen wohl diese Konzilsaussagen Früchte in der christlichen Predigt?)

Umso erstaunter war ich, als ich in Israel eine «Ecclesia ex Circumcisione» (Kirche aus der Beschneidung, d. h. aus Juden) kennenlernen durfte. Die Begegnung mit einem ihrer bekanntesten Vertreter, P. Daniel Rufeisen, Karmeliter in Haifa, hat mich nachhaltig geprägt. Sein Engagement für die Kirche Gottes, die, wie er sagte, zu lange nur mit einer Lunge geatmet habe und fortan wieder mit beiden Lungen atmen können müsse, darf nicht übersehen und überhört werden. Für dieses Anliegen fand P. Daniel sogar bei Papst Johannes Paul II., der immerhin der Nachfolger des Petrus, eines aus dem Judentum kommenden Apostels ist, ein offenes Ohr. Davon hat uns der sonst eher ruhige und zurückhaltende Ordensmann äusserst lebhaft und engagiert erzählt.

An P. Daniel lässt sich gut zeigen, was ein heutiger Judenchrist ist, und wie sich diese Gläubigen selber verstehen. Während des Zweiten Weltkriegs hielt er sich als polnischer Jude in einem Frauenkloster versteckt. Er er-

bat sich von den Schwestern ein neues Testament und las darin. Dabei kam er «diesem Menschen aus Galiläa irgendwie ganz nahe», wie er selber sagt. Er konnte aber nicht nur den Menschen Jesus, der ihm als einer von ihnen vorkam, wenn er lehrte und diskutierte, annehmen, sondern auch seine Passion, seinen Tod und seine Auferstehung, weil er nach einer Antwort suchte, angesichts der schrecklichen Ereignisse seiner Zeit, da das jüdische Volk in den Gaskammern der Naziherrschaft vernichtet werden sollte. In ihm wuchs die Gewissheit, dass es auch für sein Volk eine Auferstehung geben musste. Es drängte ihn immer stärker nach der Taufe und weil kein Priester da war, liess er sich von einer der Ordensschwestern taufen. Dabei verstand er seine Taufe nie als Absage an seine jüdische Herkunft. Er blieb Jude und auch Zionist, als er 1945 in den Karmeliterorden eintrat. 1952 wurde er Priester und wanderte 1959 in Israel ein. Nach geltendem Recht wollte er als Jude vom Law of Return (sofortiger Erhalt des israelischen Staatsbürgerrechts für jüdische Einwanderer) Gebrauch machen. Doch seinem Antrag wurde nicht entsprochen, da er als katholischer Priester und Ordensmann höchstens als «abtrünniger Jude» gelten konnte. Sein Fall beschäftigte den Obergerichtshof, und die Frage «wer ist ein Jude?» wurde neu präzisiert. Der bisher geltende Rechtssatz «Jude ist, wer von einer jüdischen Mutter geboren wurde oder wer zum Judentum konvertiert ist» wurde um den Zusatz erweitert «und keiner anderen organisierten Religionsgemeinschaft angehört». So erhielt der überzeugte Zionist Rufeisen seine israelische Staatsbürgerschaft erst über das Einbürgerungsverfahren, wie es für Nichtjuden anderer Nationalitäten üblich ist.

Heute lebt P. Daniel im Karmeliterkloster auf dem Berg Karmel und betreut die hebräisch-sprechende römisch-katholische Gemeinde in Haifa.

Was sind das für Leute? Am einfachsten könnte man sagen, es sind christusgläubige Juden. Juden wie damals Petrus, Johannes, Jakobus oder Maria von Magdala, die die Botschaft Jesu vom hereinbrechenden Gottesreich angenommen haben und in ihrem gekreuzigten und auferstandenen Meister den erwarteten

Messias erkannten. Diese Gläubigen wollen nichts anderes, als sich wie die Jerusalemer Urgemeinde zu Gebet und Gottesdienst treffen, ohne dabei ihr Judesein aufgeben zu müssen. Ihre Gottesdienste halten sie am Sabbat und an anderen wichtigen jüdischen Festtagen in hebräischer Sprache ab. Da lesen sie nebst der Hebräischen Bibel (der wir «Altes Testament» sagen, was aber Juden nicht so gerne hören, weil darin «veraltet, überholt» mitschwingt) auch die Frohe Botschaft des Neuen Testaments, ebenfalls in Hebräisch. Sie feiern das zentrale jüdische Fest Pessach in Verbindung mit der Eucharistie, die Jesus am Abend vor seinem Tode und seiner Erhöhung am Kreuz anlässlich der jährlichen Pessachfeier seinen Jüngern als Testament hinterlassen hat.

Die Judenchristen wollen also ihre Identität als Juden bewahren und als Kirche nicht von der Grosskirche aus den Völkern aufgesogen werden. Die Judenmission früherer Zeiten «exportierte» zudem die Kirchenspaltung, wenn verschiedene Gemeinschaften missionierten und die Neubekehrten und Getauften in ihre Gemeinden integrierten. Nach Pater Daniel muss die Frohe Botschaft wieder in Israel re-inkulturiert werden. Das ist genauso legitim, wie damals der umgekehrte Vorgang, als die griechisch denkenden und sprechenden Kirchenväter den Glauben für die hellenistisch gebildete Welt verständlich machten. Pater Daniel betonte immer wieder, welche Mühe ihm die hellenisierte Theologie mache, die auf den Ökumenischen Konzilien beschlossen wurde, aber eben damals im 4. Jh. bereits ohne die judenchristlichen Bischöfe. Die «jüdische Lunge» funktionierte zu dieser Zeit leider nicht mehr. Umso schwieriger ist es für einen kirchlichen Verkündiger des Evangeliums, die komplizierte Theologie der Kirchenväter in jüdischen Kategorien fassbar zu machen. Das zeigt sich am Sprachproblem. Wichtige Teile der Liturgie und des Glaubensgutes sind so sehr vom griechischen Dogma geprägt, dass sie durch die alten Hymnen, Präfationen und andere liturgischen Texte in der hebräischen Sprache kaum zu fassen sind.

Vielleicht haben es in dieser Beziehung nicht-katholische Judenchristen einfacher, da sie der

Trinitäts- oder Zweinaturen-Lehre oder auch dem Eucharistieverständnis nicht so viel Bedeutung beimessen oder bei der Erklärung dieser Wahrheiten sich weniger an dogmatische Formulierungen gebunden wissen als Katholiken.

Ansätze zur Neubelebung einer judenchristlichen Kirche in Jerusalem gab es schon im letzten Jahrhundert. Verschiedene Konfessionen bemühten sich um die Ausbreitung des Evangeliums unter den Juden. Aber entgegen der bisherigen Praxis der christlichen Kirchen wurde von den getauften Juden nicht mehr die Leugnung ihres Judeseins verlangt, vielmehr sollten sie ihre jüdische Identität bewahren, und es wurde mit Nachdruck Wert darauf gelegt auf hebräische Liturgie und jüdische Symbole im Gottesdienst. Ein schönes Zeugnis dafür ist die anglikanische «Christ Church» am Jaffator in Jerusalem, die den unvorbereiteten Besucher mit den vielen hebräischen Inschriften (Einsetzungsbericht, Gloria, Credo u. a.) in Erstaunen versetzt.

Richtig Fuss fasste im modernen Staat Israel die Bewegung der Juden, die Jesus als Messias und Erlöser bekennen, erst seit rund zwei Jahrzehnten. Die Bewegung heisst in Israel «Jews for Jesus» (Juden für Jesus). Man spricht aber auch von messianischen Juden. Die Bezeichnung «Hebrew Christians» (hebräische Christen) fand bei den Betroffenen nicht viel Gegenliebe, weil damit gerade nicht ausgedrückt wird, was sie sein wollen, eben Juden wie ihr Herr und Meister Jesus. Dem Innenministerium, wo ausschliesslich das orthodoxe Judentum das Sagen hat, bereitet diese neue Bewegung viel Kopfzerbrechen, da sich ihre Mitglieder nicht in einer der traditionellen christlichen Kirchen versammeln, sondern eigene Gemeinden bilden. Nach dem jüdischen Religionsgesetz wäre die Sache klar: ein Jude bleibt Jude, auch wenn er sich taufen lässt. Er gilt dann als «abtrünniger Jude». Doch orthodoxe Kreise möchten die Definition, wer Jude ist, weiter einschränken, so dass sogar jemand, der an Jesus glaubt, unabhängig von Taufe und Übertritt zu einer Kirche seine Zugehörigkeit zum jüdischen Volke verliert. Andererseits möchte man nur noch die Konversionen zum Judentum anerkennen, die vor einem orthodoxen Rabbiner vollzogen wurden. Bisher

galt, dass eine innere Überzeugung rechtsunverbindlich sei, und nur derjenige aufhöre Jude zu sein, der formell einer christlichen Gemeinschaft beitrete. Das israelische Obergericht fällte aber vor einiger Zeit einen theologisch höchst interessanten Entscheid, der besagt, wer Jesus als Messias anerkenne, könne noch als Jude gelten (schliesslich verkündete der heute noch hoch angesehene Rabbi Akiba im 2. Jh. n. Chr. auch den jüdischen Befreiungskämpfer Bar Kochba als Messias und blieb trotzdem als Jude anerkannt.) Wer hingegen Jesus im Sinne der Trinitätslehre als Gott bezeuge und ihn folglich anbete, habe aufgehört, Jude zu sein.

Messianische Juden trifft dieser Entscheid umso mehr, da der Staat säkularisierte Juden, die ihren religiösen Pflichten überhaupt nicht mehr nachkommen oder sich gar als Atheisten bezeichnen, durchaus anerkennt, während man ihnen, die sich an die Sabbat- und Speisevorschriften halten, das Judesein abspricht, weil sie eine durch und durch jüdische Hoffnung, nämlich das Kommen des Messias, in Jesus von Nazareth erfüllt sehen.

Die Judenchristen könnten eine gute Brücke bilden für das Gespräch zwischen Juden und Christen. Vielleicht entdecken wir so auch Jesus wieder als Sohn des jüdischen Volkes, von dem weder gesagt werden kann, er habe das Gesetz aufgehoben (vgl. Mt 5, 17), noch seien durch ihn die Verheissungen an Israel an die Christen allein übergegangen. Vielmehr ist Jesus jener, der die «trennende Wand der Feindschaft zwischen Juden und Heiden durch sein Sterben niedergerissen hat» (Eph 2, 14). Leider wurden durch viele Missverständnisse, Vorurteile und theologische Blindheit auf beiden Seiten neue, kaum überwindbare Mauern aufgebaut, die nur in kleinen, mühsamen Schritten wieder abgebaut werden können. Darum wäre es eine bisher nie dagewesene Chance für die jüdisch-christliche Theologie, wenn sich die judenchristliche Gemeinde ohne Behinderung durch staatliche (jüdische) Gesetzgebung einerseits und durch dogmatische (kirchliche) Einengung andererseits zu einer Teilkirche entwickeln könnte, die sowohl für die innerchristliche Ökumene wie auch für die Verständigung zwischen den Religionen von tragender Bedeutung wäre.